

Ulrike Landfester

## GESTOCHEN SCHARF DIE TÄTOWIERUNG ALS ERINNERUNGSFIGUR

1872 veröffentlicht Heinrich Wuttke den ersten Band seiner „Geschichte der Schrift und des Schrifttums“, ein Projekt, das diese Geschichte eigentlich, so der Untertitel, bis zur „Legung elektromagnetischer Dräthe [sic]“<sup>1</sup> erzählen soll. Es bleibt allerdings bei diesem ersten Band – nicht verwunderlich, da Wuttke in seinem Vorwort erklärt, er wolle vor der Fortsetzung dieses Werkes noch „zwanzig Bände anderen Inhalts“<sup>2</sup> veröffentlichen –, so daß das Projekt gerade bis zur Entwicklung des Alphabets gelangt. Wuttkes systematisches Kernargument ist die Funktion der Schrift als Erinnerungsträger, und es ist dieses Argument, das zu einer bis zu diesem Zeitpunkt so nicht hergestellten Kohärenzfiktion führt: Die „Anfänge der Schrift“ nämlich, so das dritte Kapitel nach einem zum „Zustand der Schriftlosigkeit“<sup>3</sup> – Thema: Mündlichkeit und rasches Vergessen – und einem zweiten zu „Vorstufen“ – Thema: „Gegenstände als Mahner“<sup>4</sup> –, liegen für Heinrich Wuttke in einem Phänomen begründet, das er „Die Aetzschrift“ nennt, im Untertitel „Tätowirung oder Tatuierung“: „Vom Bemalen des Leibes ward nun der Übergang gemacht zum Einbrennen, Einschneiden, Einätzen solcher etwas vorstellenden Zeichen in den Leib, damit sie unverlöschliche Merkmale menschlichen Willens und Gedankens blieben, zeitlebens dem Körper eingegraben seien“<sup>5</sup> – die Tätowierung als Erinnerungsfigur.

Wuttke zieht hier bereits die Konsequenz aus einer Entwicklung, die im ausgehenden 18. Jahrhundert zu einer strahlkräftigen Klimax gelangt war, aus der Fokussierung des europäischen Blicks auf die strukturelle Affinität von Tätowierung und Schrift nämlich, die durch den Import des Wortes ‚tat-tow‘ im Jahr 1771 erstmals in die diskursive Homogenisierung eines bisher unter verschiedensten Bezeichnungen – Hautstich, Punktierung, pricschilderen (holländisch), compungere (lat.) etc. – bekannten Phänomens einmündet. Aufgrund dieser Homogenisierung wird zu Beginn der bürgerlichen Moderne an

---

1 *Heinrich Wuttke*, Geschichte der Schrift und des Schrifttums von den rohen Anfängen des Schreibens in der Tatuierung bis zur Legung elektromagnetischer Dräthe, Bd. 1: Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schrifttum der nicht alphabetisch schreibenden Völker, Leipzig 1872.

2 Ebd., S. XII.

3 Ebd., S. 53.

4 Ebd., S. 58.

5 Ebd., S. 79f.

der Tätowierung eine kulturpoetologische Auseinandersetzung um das Verhältnis zwischen Schrift und menschlichem Körper im Spannungsfeld zwischen kultureller Zurichtung auf der einen und selbstbestimmter Individuation auf der anderen Seite virulent, die der Geschichte der Tätowierung in der europäischen Kultur gleichwohl schon lange vor Eintrag des Etiketts ‚Tätowierung‘ eingeschrieben ist: als Auseinandersetzung mit der Beziehung zwischen Schmerz und Erinnerung, wie sie von der Tätowierung in ihrer eigentümlichen Ambivalenz zwischen Wunderfahrung und lesbarem – archivierendem – Zeichen in besonderer Weise sichtbar gemacht, ja geradezu gestiftet wird.

Im Verlauf dieser Geschichte zwischen Mittelalter und Moderne lassen sich anhand dreier Texte bzw. Textkorpora drei prominente Entwicklungsschwerpunkte ausmachen: der erste am Beispiel der um 1350 entstandenen Autobiographie des Dominikanermönches und Mystikers Heinrich Seuse, an dessen Jesustätowierung Schmerz und erinnerungsgesteuerte Vision textbildend aufeinander bezogen werden; ein zweiter an den Pilgertätowierungen der frühen Neuzeit im Kontext von ethnographischer Erfassung des heidnisch Fremden und dem Körperkonzept theologischer Flugblattpublizistik; ein dritter Schwerpunkt schließlich in der kulturpoetologischen Lektüre der Tätowierung Mignons in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) als Ausdruck des fundamentalen Paradigmenwechsels, den der Konnex zwischen Schmerz und Erinnerung von der homogen jenseitsorientierten Schmerzerfahrung heilsgeschichtlich determinierten Weltverständnisses im 18. Jahrhundert hin zu dem durchläuft, was David B. Morris 1991 „The Myth of Two Pains“,<sup>6</sup> den säkularen Mythos von den zwei Schmerzen, genannt hat, zur Trennung nämlich zwischen körperlicher und seelischer Schmerzerfahrung und ihren Auswirkungen auf das Schrift-Bild der Moderne.

## I.

Heinrich Seuses Lebensgeschichte ist nur in Umrissen überliefert: Geboren um 1300 – die Angaben variieren um wenige Jahre – in Konstanz, trat er im Alter von dreizehn Jahren dort in den Dominikanerorden ein, studierte um 1320 einige Jahre lang in Köln, kehrte dann in das Konstanzer Inselkloster zurück, wo er 1343/44 das Amt des Prior innehatte, und übersiedelte schließlich in das Dominikanerkloster in Ulm, wo er um 1366 starb.<sup>7</sup> Bereits zu Lebzeiten wurde er für seine Schriften bekannt, insbesondere für sein *Horologium sapientiae*, das Buch der ewigen Weisheit. Seuses Autobiographie selbst gibt

6 David B. Morris, *The Culture of Pain*. Berkeley / Los Angeles / Oxford (GB) 1991, S. 9.

7 *Heinrich Suso's*, genannt Amandus, *Leben und Schriften*. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache hg. von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von Joseph Görres, Regensburg 21837, S.XVIIIff.

wenig Informationen zu seinem äußeren Leben, dafür aber desto mehr zu einer inneren Entwicklung, die in zäher Kasteiung des Körpers und seiner Bedürfnisse, in fortdauernder *imitatio* von Christi Märtyrium zur mystischen Schau dessen, was er im *Horologium* die ‚ewige Weisheit‘ nennt, gelangt.<sup>8</sup> Seine Kasteiungstechniken bewegen sich im Rahmen des Bekannten: Schlafverzicht und ausgedehnte Fastenperioden sind noch die harmlosesten; dazu kommen enggezogene lederne Gürtel, ein mit Nägeln beschlagenes Kreuz, das unter dem Skapulier auf dem Rücken getragen und von Suso immer wieder mit Faustschlägen in die Haut getrieben wird, Selbstgeißelungen, ein enges Untergewand, in das hunderte von Nägeln mit der Spitze zum Körper hin eingewebt sind.<sup>9</sup> Die Choreographie dieser Kasteiungen folgt, darin durchaus in Einklang mit anderen Zeugnissen mittelalterlicher Leidensmystik, den Vorgaben des Kirchenjahres als einer Art dramaturgischer Klammer, innerhalb derer der Mystiker reinszeniert, was die Heilige Schrift als Passion Christi archiviert hat: Der Nachvollzug von Christi Schmerzen betreibt die aktive Erinnerung an die Gründerfigur des christlichen Glaubens als permanente Aktualisierung des Erlittenen in der Jetztzeit, als rituelle und, als Ritual, auf sinnbildende Außenwirkung abgestellte Wiederauferstehung des immer neu hinzurichtenden Menschenkörpers, idealiter bis zu dem Punkt, an dem die angestrebte *configuratio*, die Einswerdung mit dem Körper des Gemarterten, durch den Empfang der heiligen Wundzeichen, die Stigmatisierung, besiegelt wird.

Ungewöhnlich an Seuses Autobiographie sind daher weder die Verfahren, mit denen er sich Schmerz zufügt, noch auch das übergeordnete Muster der *imitatio Christi*; ungewöhnlich aber ist die Tatsache, daß die Geschichte dieser *imitatio* durch eines der im mittelalterlichen Schrifttum ohnehin ganz seltenen Zeugnisse einer Selbsttätowierung eingeleitet wird: „Eines Tages“, so heißt es im fünften Kapitel,

da er [...] gar sehr gequält ward in göttlicher Minne, da ging er in seine Zelle an seine heimliche Statt und kam in eine minnigliche Betrachtung, und sprach also: Ach zarter Gott, könnte ich etwas Minnezeichens erdenken, das ein ewig Zeichen der Liebe wäre zwischen mir und dir, zu einer Urkunde, daß ich dein und du meines Herzens einiges Lieb bist, das kein Vergessen nimmer vertilgen möchte. In diesem inbrünstigen Ernst warf er vorn sein Skapulier auf und ließ seinen Busen offen und nahm einen Griffel in die Hand und sah sein Herz an und sprach: Ach gewaltiger Gott, nun gieb mir heute Kraft und Macht zu vollbringen meine Begierde; denn du mußt heute in den Grund meines Herzens geschmelzet werden, Und er fing an und stach da mit dem Griffel in das Fleisch ob dem Herzen, und stach also hin und her, auf und ab, bis er den Namen Jesus eben auf sein

8 Vgl. dazu Peter Ulrich, Zur Bedeutung des Leidens in der Konzeption der philosophia spiritualis Heinrich Seuses, in: Rüdiger Blumrich und Philipp Kaiser (Hgg.), Heinrich Seuses Philosophia Spiritualis. Quellen, Konzept, Formen und Rezeption, Wiesbaden 1994, S. 124-138.

9 Ebd., S. 30-42.

Herz gezeichnet hatte. Von den scharfen Stichen fiel das Blut stark aus dem Fleisch und rann über den Leib ab in den Busen. Das war ihm so wundersam anzusehen, von der feurigen Minne, daß er des Schmerzens nicht viel achtete.<sup>10</sup>

Daß er ‚des Schmerzens nicht viel achtete‘, schlägt hier das Leitthema der folgenden Kasteiungsberichte an: Immer neu als nicht zu achtende beschworen, garantiert die physische Erfahrung des Schmerzes gleichwohl jenen unmittelbaren Zugang zur kollektiven Erinnerung der christlichen Kirche, durch den gerade Stigmatisierte deren Verbindlichkeit in der Jetztzeit zu bezeugen vermögen. Bei Seuse allerdings beginnt das Erzählen vom nicht zu achtenden Schmerz eben nicht mit der ritualisierten Erinnerung, die am Ende den Körper mit der Heiligen Schrift verschmilzt, sondern umgekehrt, mit dem Eintrag des heiligen Namens in einen Körper, der erst danach in die Dramaturgie der Passion eintritt: ein unerhörtes Skandalon angesichts dessen, daß das Charisma des gezeichneten Körpers in der mittelalterlichen Erinnerungspraxis auf der Idee beruht, daß die heiligen Wundmale dem Körper gerade nicht von eigener Hand zugefügt, sondern durch göttliche Wirkung verliehen werden. Und ein doppeltes Skandalon: Seuse durchbricht hier nicht nur die Grenze zwischen ‚echter‘ und ‚gefälschter‘ Stigmatisierung, sondern er verstößt darüber hinaus auch gegen das Basisverbot, aus dem besagte Grenze ihre Macht bezieht, das Verbot nämlich, anhand dessen die Bibel selbst zwischen rechtgläubigem und tätowiertem Körper unterschieden hatte: Dem dritten Buch Mose zufolge dürfen Gläubige „keine Platte machen auf ihrem Haupt noch ihren Bart abscheren und an ihrem Leib kein Mal stechen“<sup>11</sup> – wer die Heilige Schrift befolgt, identifiziert sich mit Gottes Gebot durch die Zurschaustellung des ungezeichneten Körpers, verinnerlicht sie ohne bleibende äußere Spuren in Abgrenzung zu Praktiken, die mit dem Zugriff auf den eigenen Körper ein Sakrileg gegen das Urbild dieses nach Gottes eigenem Bild geschaffenen menschlichen Leibs begehen.

Wenn Seuse dennoch seine Selbsttätowierung nicht nur ungestraft publizieren darf, sondern damit zudem zu einem Erfolgsautor der christlichen Mystik wird, dann deswegen, weil er eine Umdeutung des Tätowierungsverbots vornimmt, die ihrerseits bereits in der Bibel angelegt ist, etwa in der emphatischen Schlußformel von Paulus' Galaterbrief – „Hinfert mache mir niemand weiter Mühe; denn ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe“<sup>12</sup> – oder in der Offenbarung des Johannes mit ihrer Feier der Anhänger Christi, „die hatten seinen Namen und den Namen seines Vaters geschrieben an ihre Stirn.“<sup>13</sup> Es ist müßig, an diesen Stellen zu diskutieren, ob sie auf

10 *Suso*, *Leben*, S. 9f.

11 3. Mose 21,5.

12 Galater 6,17.

13 Offenbarung 14,1; vgl. dazu *Urban Küsters*, Auf den fleischernen Tafeln des Herzens. Körpersignatur und Schrift in der Visionsliteratur des 13. und 14. Jahrhunderts, in: *Klaus Rid-*

Stigmenbildung oder Tätowierungen verweisen; von Bedeutung ist hier nur, daß der Zeichenbegriff der Bibel, wie er sich darin manifestiert, seinen Sinn aus einer Grundannahme bezieht, die bereits von den Büchern Mose gesetzt wird: aus der Annahme nämlich, der Mensch sei in Ursprung und Habitus vor allem anderen ein Effekt göttlichen Wortes, so daß seine Rechtgläubigkeit letztlich an seiner unzweideutigen Lesbarkeit auf dieses Wort hin auszumachen ist. Das Argument, das hier vorgeformt ist, findet seine erste Realisation in der Tatsache, daß das Frühchristentum die Tätowierung nicht nur kannte, sondern als Teil seiner Glaubenspraxis begriff, so daß die Selbststigmatisierung faktisch als ein „urchristliches ‚Basismotiv‘“<sup>14</sup> angesehen werden muß; Zeichen wie der Fisch, das Kreuz oder der Name Jesu waren Ingroupmarkierungen in der Diaspora verstreuter Christen und machten als solche sichtbar, was dem Menschen der Heiligen Schrift zufolge ohnehin eingeschrieben war: den Namen Gottes.<sup>15</sup>

Es ist genau dieses Argument, mit dem Seuse seine Tätowierung als Vollzug der ersten Stufe einer Selbsttechnik ausstellt, die die Heilige Schrift über drei aufeinander aufbauende Lektüremodi erschließt: den *modus carnalis*, den *modus animalis* und endlich den *modus spiritualis*.<sup>16</sup> Im *modus carnalis* eröffnet der mit der Tätowierung zugefügte Schmerz den Zugang zum *modus animalis* als Möglichkeit der reflexiven Aneignung des Gelesenen, die endlich im *modus spiritualis* zur visionären Schau als jetzzeitiger Erfahrung des Archivierten führt. Der Schmerz und seine Überwindung im Zeichen ist damit Bedingung dafür, daß das Ich der Autobiographie durch Inkorporation der Heiligen Sachwalter der eigenen Schrift werden und solcherart deren Lesern seinerseits den Weg zum *modus spiritualis* weisen kann. Wenn der Schmerz, wie Elaine Scarry in *The Body in Pain* geltend gemacht hat, die einzige Sinneserfahrung des Menschen ist, die kein Referenzobjekt hat und deshalb per se sprachlos ist,<sup>17</sup> dann bezeichnet die Tätowierung in Seuses Text den bewußt vorgenommenen Akt seiner Referenzierung: Schrift ist Schmerz. So muß die

---

der und Otto Langer (Hgg.), Körperinszenierungen in mittelalterlicher Literatur, Berlin 2002, S. 251-273, bes. S. 256f.

14 Helmut Mödritzer, Stigma und Charisma im Neuen Testament und seiner Umwelt. Zur Soziologie des Urchristentums, Freiburg (Schweiz) / Göttingen 1994 (Novum testamentum et orbis antiquus; 28), S. 265.

15 Vgl. dazu Urban Küsters, Der lebendige Buchstabe. Christliche Traditionen der Körperschrift im Mittelalter, in: Horst Wenzel, Winfried Seipel und Gotthart Wunberg (Hgg.), Audiovisualität vor und nach Gutenberg. Zur Kulturgeschichte medialer Umbrüche, Wien 2001 (Schriften des Kunsthistorischen Museums; 6), S. 107-117.

16 Vgl. dazu Philipp Kaiser, Die Christozentrik der *philosophia spiritualis* Heinrich Seuses, in: Blumrich / Kaiser, *Philosophia Spiritualis*, S. 109-113, hier: S. 110.

17 Elaine Scarry, *The Body in Pain. The Making and Unmaking of the World*, New York 1985, S. 3-11; vgl. auch Hans-Rudolf Wicker, Der Körper im Schmerz oder wie Natur und Kultur interagieren. Eine medizinhistorische Sicht, in: Peter Rusterholz und Rupert Moser (Hgg.), *Die Zukunft der Natur- und Kulturwissenschaften*, Bern / Stuttgart / Wien 2000, S. 1-28, bes. S. 7-10.

Tätowierung der Rede vom nicht zu achtenden Schmerz notwendig vorausgehen, wird doch erst mit ihr das, was vorher nicht artikulierbar war, wie das im Kapitel vorher geschilderte Erweckungserlebnis – da „ward seine Seele verzückt, in dem Leibe oder aus dem Leibe; da sah er und hörte, was allen Zungen unaussprechlich ist“<sup>18</sup> – überhaupt erst schriftfähig. Im Namen der Schrift also stiftet der Schmerz der Tätowierung die Gelenkstelle, an dem die Zustände ‚in dem Leibe oder aus dem Leibe‘ textfähig werden und damit vor allen Dingen erinnerungsfähig, nämlich archivierbar und idealiter reproduzierbar: Seuse verbietet zwar seiner „geistlichen Tochter“<sup>19</sup> und Kompilatorin Elsbeth Stägelin, ihren Körper ähnlichen Leiden zu unterwerfen wie er selbst sie durchlitten hat, da sie dazu physisch nicht geeignet sei – schließlich war der Körper, den Seuse reinszeniert, männlichen Geschlechts<sup>20</sup> –; er erlaubt ihr aber immerhin, Taschentücher mit dem Namen Jesus in roter Seide zu besticken, die Seuse dann auf sein tätowiertes Herz legt und ihr zurückgibt, damit sie sie als von seinem, Seuses, Körper geheiligte Schriftreliquien unter seine Anhänger verteilen kann – ein Reproduktionsmodus, der kaum verhohlen die erhoffte Reproduktion und Verbreitung von Seuses Autobiographie vorstrukturiert.

## II.

Die Pilgertätowierung der frühen Neuzeit<sup>21</sup> entsteht in einer geradezu klassischen Frühform der Verwirtschaftlichung einer Kulturpraxis. Wohl ein erheblicher Teil der Teilnehmer an mittelalterlichen Kreuzzügen tätowierten sich entweder vor Antritt ihrer Reise oder spätestens bei der Ankunft im Heiligen Land Motive wie die oben für das Frühchristentum genannten Kreuze, Fische und Jesusnamen, manche auch Wappenzeichen auf die Arme, um im Falle ihres Todes sicher sein zu können, daß sie christlich begraben würden. Nachdem die Christen 1244 endgültig aus Jerusalem vertrieben wurden und die Kreuzzugsbewegung damit gescheitert war, begann sich eine Tradition der Pilger-

18 Suso, *Leben*, S. 4.

19 Ebd., S. 83 u.ö.

20 Vgl. zur Verschriftlichung des weiblichen Körpers in diesem Zusammenhang die vorzügliche Untersuchung von *Christine Ruhrberg*, *Der literarische Körper der Heiligen. Leben und Viten der Christina von Stommeln*, Tübingen / Basel 1995 (Bibliotheca Germanica; 35).

21 Zur Geschichte dieses bisher wenig bekannten Phänomens vgl. die bahnbrechende, materialreiche Studie von *Mordechay Lewy*, *Jerusalem unter der Haut. Zur Geschichte der Jerusalemer Pilgertätowierung*, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 55, H. 1 (2003), S. 1-39; skizzenhaft und oberflächlich recherchiert, aber vom Gesamtzusammenhang der Argumentation aufschlußreich davor *Stephan Oettermann*, *Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa*, Frankfurt am Main 1985 (Taschenbücher Syndikat; 61), S. 12-16.

fahrten an die heiligen Stätten des Christentums in Palästina herauszubilden, die im 16. und 17. Jahrhundert geradezu zur Massenbewegung wurde. In Reaktion auf diesen Influx meist zahlungskräftiger Reisender und in Weiterentwicklung der Kreuzfahrttätowierungen boten vor allem in Jerusalem und Bethlehem immer mehr Handwerker eigens für die Pilger entworfene Tätowierungen an: Die Wappen Bethlehems und Jerusalems, Kreuzigungs- und andere Szenen aus dem biblischen Repertoire, Abbildungen der wichtigsten Kirchen etc. Die Tätowierer fertigten dafür Holzmodellen an, in deren Figurentiefungen Kohlenstaub eingebracht und nach Art des späteren Tiefdruckverfahrens auf die Haut appliziert wurde; die entstandenen Linien wurden dann mit einer oder mehrerer Nadeln in einer Mischung aus Rindergalle und Rußfett in der Haut selbst nachgezogen.

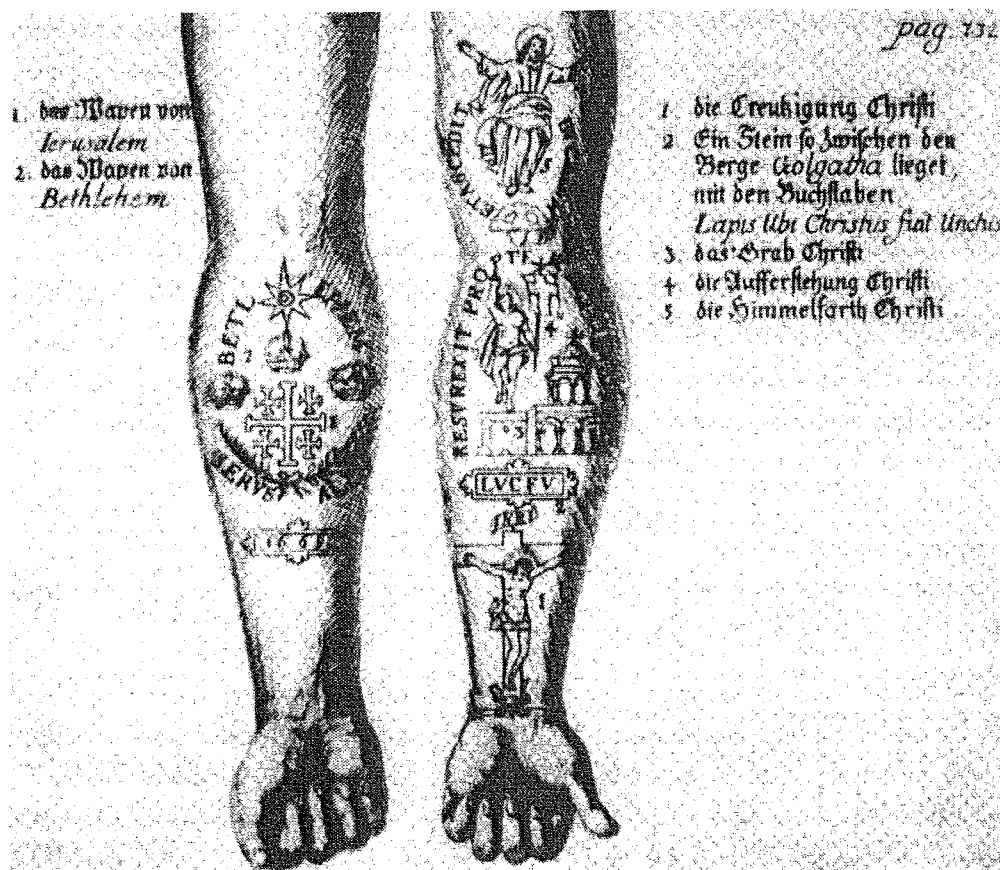


Abb. 1

Ein Beispiel für eine solche Tätowierung ist die eines aus Hamburg stammenden Pilgers namens Ratge Stubbe (Abb. 1).<sup>22</sup> Die Geschichte dieser Tätowierung wird überliefert von einem Pastor Johannes Lund, und zwar in dessen Buch über die *Alten Jüdischen Heilighümer*, für das er – Stubbes Tätowierungen als Illustrationsmaterial heranzog. Lund berichtet wie folgt:

22 Bildnachweis: Oettermann ebd., S.16.

Es ist noch heute auch beym heiligen Grabe gebräuchlich, wenn Christen dahin kommen, daß sich ihrer viele, zwar nicht aus heidnischer Unsinnigkeit, sondern aus sonderlicher Andacht, und zum Zeichen, daß sie da gewesen, etzliche Zeichen am Leibe pfätzen lassen. Also war Anno 1680 [...] ein Hamburger, Ratge Stubbe genannt, bey mir, ein guter Hebräer, der hatte auf dem einen Arm das Wapen von Jerusalem, auf dem andern und lincken Arm das heilige Grab, samt der Creuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi sich zum Gedächtniß und aus sonderbarer Andacht mit nicht geringen Schmerzen ins Fleisch einpfätzen lassen [...].<sup>23</sup>

Der Hinweis auf die ‚nicht geringen Schmerzen‘, unter denen Stubbe sich ‚zum Gedächtniß‘ hatte tätowieren lassen, verknüpft die Pilgertätowierung mit dem semantischen Feld der Stigmatisierung, und zwar unter ähnlichen Vorzeichen wie denen, unter denen Seuse sich an dieses Feld angeschlossen hatte: Auch hier wird durch den Schmerz die Erinnerung an die Passion Christi aufgerufen und zugleich in einen Komplex von Zeichen verwandelt, mit dem der Körper diese Erinnerung archiviert und ausstellt, und auch hier klingt in dem Hinweis auf die ‚sonderliche Andacht‘ die Idee mit, daß damit keine Verbotsübertretung, sondern im Gegenteil eine legitime Realisation göttlichen Wortes im menschlichen Leib vorgenommen wird.

Dabei bezieht die Pilgertätowierung jedoch ihre historisch besondere Bedeutung aus ihrem Verhältnis zu zwei weiteren aktuellen publizistischen Spielformen der Beziehung zwischen Körper und Zeichen. Die eine wird markiert durch die Bilddarstellungen, mit denen die Reiseberichte der frühen Neuzeit die Erfahrung von Fremde auch und gerade als Erfahrung fremder, das heißt: tätowierter Körper ausstellt. Die – im Original kolorierte – Zeichnung von der Hand Jacques Le Moyne de Morgues' um 1585, die Theodor de Bry als Kupferstich in seine berühmte Sammlung von Reiseberichten *America I* (Frankfurt am Main 1590) aufnahm (Abb. 2),<sup>24</sup> zeigt – nicht eine amerikanische Eingeborene, deren Tätowierungen vorher in ganzen Serien illustriert worden war, sondern, in einem Appendix nachgeordnet, eine Jungfrau des Volkes der Pikten, so genannt wegen ihrer Hautbilder (pictura), also der in der antiken Literatur mehrfach bezeugten Ureinwohner Englands. Sinn dieses Appendixes ist die Stiftung einer historischen Kontinuität: Werden die Blicke der Rezipienten in den Kupferstichen der Amerikaberichte immer auf die Ähnlichkeit der reich ornamentierten Kleidung der dargestellten Europäer mit den Tätowierungen der ‚Wilden‘ geleitet, so macht der Appendix darauf aufmerksam, daß mit den Pikten die Tätowierung auch Teil der Vorgeschichte Europas

23 Johannes Lundius, *Die alten jüdischen Heilighümer, Gottesdienste und Gewohnheit*, Hamburg 1738, S. 825f., zit. nach: Otto F. A. Meinardus, *Jerusalem-Pilgerstätten auf Hamburger Armen. Zur Tätowierung eines Hamburger Jerusalem-Pilgers, 1669*, in: *Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde* 26 (1988/91), S. 117-122, hier: S. 118.

24 Bildnachweis: *Jane Caplan* (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, Princeton 2000 [Umschlagabbildung].

ist, daß also das als schlechthin anders Erscheinende tatsächlich ein wenn auch zivilisatorisch überwundenes Ingrediens der eigenen Identität ist, das mit der Entdeckung Amerikas jetztzeitig wieder in den Blick zu nehmen ist.<sup>25</sup> Die Blumen, die den Körper der schönen Piktin verzieren, repräsentieren zum größten Teil Spezies, die zur Zeit der Pikten in England noch nicht existierten, sondern erst mit den zurückkehrenden Expeditionen der frühen Neuzeit aus Amerika nach Europa gelangten, und, so betont Juliet Fleming, „Le Moyne, author of a volume of woodcuts of beasts, birds and plants intended for decorative patterns, and responsible for a large group of exquisite watercolour drawings of plants [...], would certainly have known what he was doing in decorating the body of an Ancient Briton with the Marvel of Peru“.<sup>26</sup>

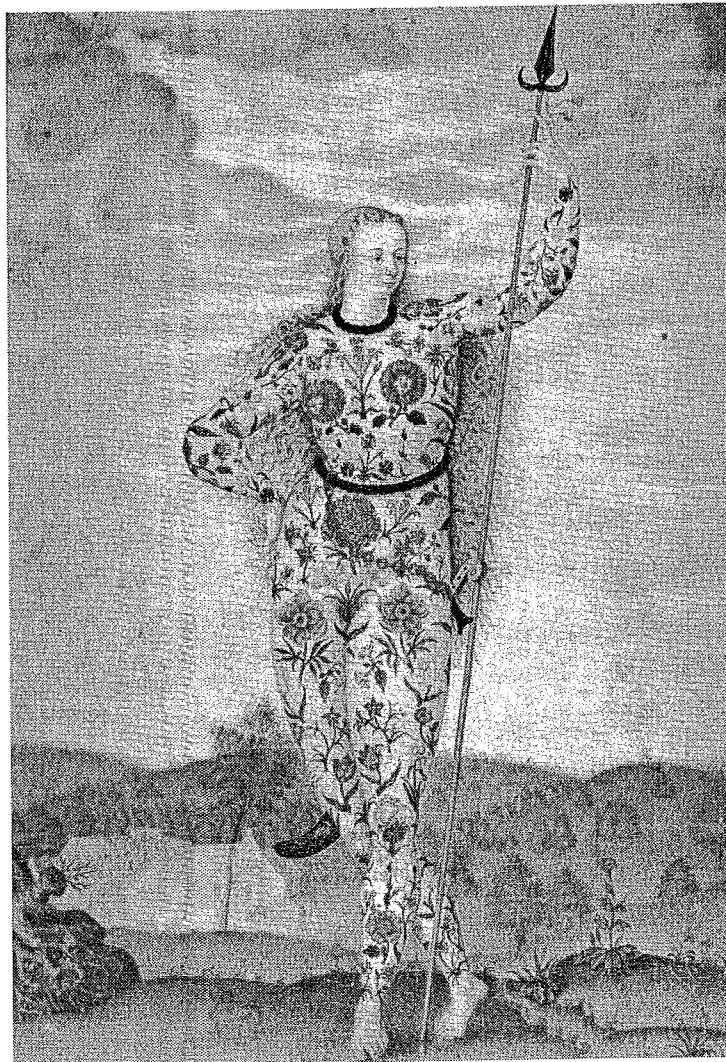


Abb. 2

25 Vgl. dazu Wolfgang Neuber, Exotismus, der physiognomische Blick und der Körper des ‚Indianers‘ in der Frühen Neuzeit. In: Frühneuzeit-Info, hg. vom Institut für die Erforschung der Frühen Neuzeit 6, H. 2 (1995), S. 172-180.

26 Vgl. dazu Juliet Fleming, The Renaissance Tattoo, in: ebd., S. 61-82.



Abb.3

Von hier aus lässt sich auch die auffallende Oberflächenähnlichkeit der Darstellungen tätowierter Wilder mit einem Typus von Propagandaflyugblättern deuten, die das christliche Konzept des menschlichen Körpers als einem Effekt der Heiligen Schrift imaginär in Szene setzen, so etwa ein 1630 anonym entstandener Kupferstich der *Idea Religionis* (Abb. 3).<sup>27</sup>

27 Bildnachweis: Wolfgang Harms (Hg.), Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts, Bd. III: Die Sammlung der Herzog August-Bibliothek in Wolfenbüttel, Teil 3: W.H. und Michael Schilling (Hgg.), Theologica. Quodlibetica, Tübingen 1989, S. 108f.

Gemeinsamer Nenner der ethnographischen und der theologischen Bilddarstellung ist der von beiden als für die Existenz des Menschen in der christlichen Zivilisation vorausgesetzte Zusammenhang zwischen Körper und in ihm eingetragenen Zeichen, ein Zusammenhang, dessen Realisation im Bild sich nur graduell und keineswegs kategorial unterscheidet. Indem die tätowierte Piktin die Geschichte des europäischen Körpers an die des fremden Eingeborenen anschließt, suggeriert sie eine Erinnerung, in der Kultur und Schmerzerfahrung miteinander identisch sind: Wie der fremde Eingeborene durch die schmerzhaft eingezeichnete Haut in seine spezifische Kommunikationskultur initiiert wird, so liegt auch der christlichen Kommunikationskultur mit den Leiden Christi eine Peinigungsästhetik zugrunde, die, wiewohl von der Oberfläche der europäischen Körper scheinbar verschwunden, die christliche Zivilisation erst aus sich entbunden hat – eine Erinnerung, die noch zusätzlich dadurch semantisiert wird, daß die von de Bry gesammelten Reiseberichte den Gewalttaten der goldlüsternen Eroberer an den Eingeborenen alles andere als unkritisch gegenüberstehen und damit wiederholt auch eine Parallele zwischen den tätowierten Fremden und den frühchristlichen Märtyrern andeuten. Die Darstellung der *Idea religionis* markiert demgegenüber einen aktuellen Istzustand, in dem das Zeichen im Körper nur in einer entschieden imaginären Bildkonstruktion sichtbar gemacht wird, gerade dadurch aber umso verbindlicher gedacht ist: Die darin enthaltene Anweisung, sich mit dem Körper der Kirche zu identifizieren, verpflichtet alle menschlichen Körper, tätowiert oder nicht tätowiert, auf ihre Identifikation mit und durch den göttlichen Logos nach dem Alten und seiner Reinigung durch das Märtyrium Christi nach dem Neuen Testament.

Die Pilgertätowierung nun nimmt beide Aspekte auf: Sie geht von der Idee des wortförmigen menschlichen Körpers aus, wie sie bereits der Logosmystik Seuses zugrunde liegt und in seiner Autobiographie und später in Flugblättern wie der Ecclesia-Darstellung in den Überlieferungsraum theologischen Schriftguts eindringt, erweitert diese aber zugleich um die dokumentarische Dimension der zeitgenössischen Ethnographie: Während Name, Kreuz, Fisch usw. als Einzelzeichen generalisierend auf die Abstammung des Menschen vom Wort Gottes verweisen, referiert das Bildprotokoll der von Christus durchlaufenen und vom Träger der Tätowierung in Person abgeschrittenen Leidensstationen auf den Ort selbst, an dem die Schmerzerfahrung Christi, als Schmerzerfahrung des Individuums aktualisiert, ursprünglich zum organisatorischen Zentrum der christlich-abendländischen Schriftkultur geworden war. Ihre Eintragung unter die Haut ‚mit nicht geringen Schmerzen‘ ist eine Bußübung, durch die der Tätowierte die Schuld der Erbsünde abträgt; was nach der Heilung zurückbleibt, ist ‚Zeichen, daß er da gewesen‘, und wird als solches seinerseits in diese Schriftkultur eingespeist, indem ihr Träger es als Bildvorlage einer Publikation über seine Reise verwendet: Als Pastor Lund Ratge Stubbe bittet, die Tätowierung für sein Buch abzeichnen zu dürfen, verspricht ihm dieser statt dessen die Zusendung eines Kupferstichs, den er von

ihr nach seiner Rückkehr hatte anfertigen und vervielfältigen lassen.<sup>28</sup> Damit wird der Ort, an dem der Schmerz erfahren wurde, ebenso zum sinnbildenden Element des Körperzeichens, wie es der Ort ist, den die frühneuzeitlichen Reiseberichte bezeugen: ein räumlich Anderes, Fremdes, in dem das historisch Eigene aufgesucht, neu angeeignet – inkorporiert – und damit publikationsfähig kodifiziert wird.

### III.

Wer Goethes *Lehrjahre* kennt und insbesondere die Szene in Erinnerung hat, in der die Leiche Mignons den Blicken der zu ihren Exequien versammelten Trauergemeinde ausgestellt wird, der wird angesichts von Bilddarstellungen wie der der Tätowierungen Stubbes von einem eigentümlichen Wiedererkennungseffekt betroffen: „Mit welcher Inbrunst“, so erklärt der geistliche Funktionär der Turmgesellschaft an der balsamierten Toten, „küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht. Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Kruzifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.“<sup>29</sup> Es kann wohl kaum ein Zweifel daran bestehen, daß Goethe sich mit dem Bildinventar dieser Textpassage nicht auf Tätowierungen von der Art der Reiseberichtillustrationen bezieht, die 1771 von James Cook durch die Einführung des tätowierten Tahitianers Omai in die englische Gesellschaft in gleichsam belebter Form ihr Echtheitszeugnis ausgestellt erhielten, sondern daß er sich damit vielmehr unmittelbar an die europäische Tradition anschloß, wie sie in den Pilgertätowierungen bezeugt ist – allerdings vor dem Hintergrund einer Wissensformation, die Cook mit dem Text seines unmittelbar nach seiner Rückkehr veröffentlichten Reiseberichtes in das abendländische Selbstverständnis eingesprengt hatte; Cook nämlich hatte darin nicht nur den Begriff ‚tat-tow‘ importiert, sondern auch die Anekdote, ‚tat-tow‘ sei „a term which they [die Eingeborenen] afterwards applied to letters when they saw us write, being themselves perfectly illiterate.“<sup>30</sup>

28 *Meinardus*, Pilgerstätten, S. 118.

29 *Johann Wolfgang Goethe*, Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, in: J. W. G., Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, hg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm, Bd. 5: Wilhelm Meisters Lehrjahre, hg. von Hans-Jürgen Schings, München 1988, S. 578.

30 [James Cook,] A Journal of a Voyage round the World, In His Majesty's Ship *Endeavour*, In the Years 1768, 1769, 1770, and 1771; Undertaken in Pursuit of *Natural Knowledge*, at the Desire of the *Royal Society*: Containing All the various *Occurrences* of the Voyage. [...] To which ist added, A Concise Vocabulary Of the Language of *Otahitee*, London 1771. [Nachdruck Amsterdam / New York 1967 (Bibliotheca Australia; 14)], S. 44.

Wie das Wort ‚tat-tow‘ erstmals die systematische Diskursivierung der Tätowierung erlaubte, so legte diese Anekdote erstmals unübersehbar offen, was vom frühchristlichen Ingroupzeichen bis zur Pilgertätowierung der Neuzeit faktisch Bestandteil ihrer Semantik, aber ebenfalls nicht diskursiviert worden war: die Affinität von Schrift und Tätowierung im Zeichen kultureller Zurichtung.<sup>31</sup> Die besondere Brisanz dieser Offenlegung entspringt am Schmerz, an seiner Bedeutung nämlich für die Kulturierung des Menschen im Normengefüge um 1800: Im Namen der „Bildung“ hatte die europäische Aufklärung eben einen Paradigmenwechsel vollzogen, der die Körperstrafe, also die bewußte Zufügung von Schmerz zur Konditionierung erwünschten Verhaltens, programmatisch verabschiedete – zugunsten von Zurichtungstechniken, die auf das Innere des Menschen, auf Reflexionsvermögen und Gefühlskultur zugriffen und damit im physischen Sinn dezidiert schmerzfrei waren, allen voran die Erziehung zur Schrift, die Alphabetisierung, als Grundlage jeder weiteren Maßnahme zur Erziehung des Menschen zu der bekannten Mündigkeit des bürgerlichen Subjekts.

Die Parallelisierung von schmerzfreier Schrift und schmerzintensiver Tätowierung aus der Sicht tätowierter Illiterati nun legte gewissermaßen den Finger in eine Wunde, die, bisher verschwiegen, im normativen Bildungsdiskurs der Spätaufklärung unlöschbare Spuren hinterlassen sollte: die Tatsache nämlich, daß die Initiation des menschlichen Körpers in die europäische Schriftkultur diesen durch seine Dressur zum Bewegungsablauf des Schreibens, zwar unsichtbar, aber nicht weniger irreversibel zeichnet und damit letztlich nicht weniger gewaltsam sein kann als die Tätowierung. In seinem Entwurf der Mignon-Figur trägt Goethe dieser Wunde Rechnung, indem er von den europäischen Pilgertätowierungen aus die Idee vom menschlichen Körper als einem Effekt der Heiligen Schrift unter den Bedingungen der Moderne neu, das heißt selbstreflexiv reformuliert: zur Geschichte des menschlichen als des zur Schrift gezwungenen Körpers. Vom Moment an, in dem Mignon erstmals im Text erscheint, stellt dieser Text an ihr immer auch die Schmerzen aus, die ihre Verschriftung ihr zufügen, anfangs nur unter dem Namen der „Mühe“, mit der sie die „sonderbaren Stellungen“ hervorbringt, die ihre Zugehörigkeit zu der Akrobatentruppe ihr abfordern, im seltsam unkontrollierbaren Zucken ihrer Lippen im Gespräch mit Wilhelm und schließlich unter den Schlägen des Direktors der Truppe. Als sie dann aber unter Wilhelms Schutz lebt, wird es eher schlimmer als besser: In der Szene, an deren Ende ihre symbolische Adoption durch Wilhelm steht, fährt sie „nach dem Herzen, mit einer Gebärde, die Schmerzen verbeißt“, spannt sich an, „wie

31 Zu den folgenden Ausführungen vgl. auch *Ulrike Landfester*, Pathographien des Schreibens. Zur poetologischen Funktion von Tätowierungen in Johann Wolfgang von Goethes ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘ und Franz Kafkas ‚In der Strafkolonie‘, in: *Poetica* 33 (2002), S. 159-189.

eins, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt“, und wirft sich ihm schließlich „wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Tränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen.“<sup>32</sup>

Spätestens in dieser Szene wird im Text eine Spannung sichtbar, die, an allen anderen Figuren immer wieder aufgelöst, in Mignon bis zum Schluß erhalten bleibt, die Spannung nämlich zwischen dem physischen Schmerz und einem Phänomen, das erst mit der Moderne jene Konturen erhält, aufgrund derer ein Jahrhundert später Sigmund Freud tendenziell jegliche Somatik auf dieses Phänomen zurückführen kann: auf den psychischen Schmerz.<sup>33</sup> Während die Schmerzerfahrung des Mittelalters und der frühen Neuzeit noch nicht zwischen körperlichem und seelischem Schmerz trennt, weil die Schmerzempfindung in jener heilsgeschichtlich organisierten Semantik eingeschlossen ist,<sup>34</sup> die auch dem ganzen Komplex von Kasteiung, Stigmatisierung und Pilgertätowierung seinen Sinn gibt, bedeutet die Säkularisierung der *conditio humana* durch die Aufklärung auch eine Säkularisierung des Schmerzes, die – unter anderem in der Bildungsideologie des 18. Jahrhunderts – seine Aufspaltung hervortreibt: Wird das Konzept ‚Körper‘ jetzt radikaler, als es im christlich-heilsgeschichtlich fundierten Weltbild je betrieben worden war, auf das Ideal des unverletzten, integren Körpers hin zugespitzt – auch und besonders in Abgrenzung gegen die Tätowierungen der sogenannten ‚Wilden‘ –, so gerät zugleich die Zufügung moralischer Unlusterfahrung geradezu zwangsläufig zum zentralen Instrument des aufgeklärten Bildungsprojekts.<sup>35</sup> So wird der seelische Schmerz zwar einerseits vom körperlichen abgekoppelt und damit von der Brutalität der Körperstrafe gereinigt, andererseits aber auch zu einer Realität codiert, die das Etikett ‚Schmerz‘ nicht minder verdient als der von Wunde oder Krankheit verursachte, etwa zum Herz-Schmerz der unglücklich Liebenden, wie er in der Krampfanfall-Szene bereits beschworen und in Mignons Tod zu tragischer Kulmination geführt wird: „Mignon fuhr auf einmal

32 Goethe, *Lehrjahre*, S. 141.

33 Zur Gegenbewegung dazu vgl. Valerie Gray Hardcastle, *The Myth of Pain*. Cambridge/Mass. / London 1999 (*Philosophical Psychopathology: Disorders in Mind* [; 3]); Hardcastle vertritt die umgekehrte These, daß jeder, auch der psychische, Schmerz auf eine somatische Ursache zurückgeführt werden könne.

34 Vgl. dazu Richard Toellner, *Der Körper des Menschen in der philosophischen und theologischen Anthropologie des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit*, in: Klaus Schreiber und Norbert Schnitzler (Hgg.), *Gepeinigt, begehrt, vergessen. Symbolik und Sozialbezug des Körpers im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, München 1992, S. 131-146, sowie Peter-André Alt, *Der fragile Leib. Körperbilder in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit*, in: *Colloquia academica*, hg. von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur <Mainz>. Mainz 1995. S. 7-31.

35 Diese Argumentation folgt im Wesentlichen Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 1977 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 184).

mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrei zu Natalies Füßen für tot nieder<sup>36</sup> – zu Füßen der Frau, die Wilhelm heiraten wird, stirbt sie an buchstäblich gebrochenem Herzen.<sup>37</sup>

Es ist diese Idee von der Buchstäblichkeit des Schmerzes, anhand derer die Moderne das Dreieck Schmerz-Gott-Erinnerung, wie es die vormodernen Tätowierungen semantisiert, zum Dreieck Schmerz-Schrift-Erinnerung rekonfiguriert. Mignons Tätowierung funktioniert insofern genauso wie die der Vor-moderne, als auch sie am Körper der schriftgezeugten Kreatur die diesem Körper a priori eingetragenen Bedingungen ihrer Zeugung in ‚Buchstaben und Zeichen blaulich auf der weißen Haut‘ sichtbar macht – aber diese Bedingungen sind nicht länger auf den einen Autor rückführbar, in dessen Namen jeder erlittene Schmerz Erlösung im Jenseits verspricht, sondern sie sind Bestandteil einer multiauktorialen Schriftkultur, die mit dem Projekt Bildung zur Erlösung im Diesseits konditioniert. Im Zentrum dieser Kultur steht nicht ein abwesender Gott, dessen Passion büßend zu reinszenieren, sondern ein Humanum, das Fluchtpunkt eines Gefüges performativ immer neu zu bestätigender gesellschaftlicher Normen ist, und das Medium solcher Kultur ist nicht die Ekstase der Schmerzerfahrung in willentlich oder unwillentlich erlittener Bußübung, sondern die Textur einer schreibend und lesend gemäß diesen Normen immer neu herzustellenden Subjektivität. In Mignons Tätowierungen diagnostiziert Goethe die Schmerzerfahrung als das verdrängte Andere der modernen Schriftkultur, ganz so, wie Cooks Reisebericht es angedeutet hatte: In dem Maß, in dem die Identifikation des Subjekts die Verinnerlichung nicht nur des zum Schreiben nötigen Bewegungsablaufs, sondern auch des in ihm und durch ihn zu stabilisierenden Normengefüges verlangt, hinterläßt dieser Identifikationsprozeß nicht minder gewaltsame Spuren als es die der offenen Körperverletzung sind. Mignons Herztod ist so das Resultat einer Umschrift, die mit der ‚Erfindung‘ der Liebe als Passion im ausgehenden 18. Jahrhundert Organ und Sprachspiel identifiziert, das Herz zur Leitmetapher des *discours amoureux* gemacht und umgekehrt das Organ von der Metapher aus pathologisiert hatte. Erzählchronologisch korrekt erst nach diesem Herztod lesbar, stellen die Tätowierungen daher die Vollendung solcher Engführung von Zeichen und Körper aus: Das Ziel perfekter Bildung ist die Umsetzung der in das Innere, das Herz, eingetragenen Kulturwunden an der Oberfläche des Körpers als jener Schnittstelle zwischen Ich und Welt, an der das Subjekt sich als von innen gebildetes zu erkennen gibt.

36 Goethe, *Lehrjahre*, S. 545.

37 Zur Entwicklung dieses Codes im Rahmen des *discours amoureux* vgl. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt am Main 1982 (Suhrkamp Wissenschaft).

Solcherart ironisch hypertrophiert, gerät die buchstäbliche Perfektionierung von Bildung ihrerseits zum Anderen der Kultur. Wenn Mignons Leiche am Ende des Romans gleichsam zum in den Grundstein der klassischen Ästhetik eingemauerten Menschenopfer wird, dann bedarf es kaum mehr des von Goethe Jahre später formulierten Aphorismus: „Bemalung und Punktierung des Körpers sind eine Rückkehr zur Tierheit“,<sup>38</sup> um in den Exequien der an den Bedingungen ihres Entstehens zugrund gegangenen Kreatur ein Ritual zu erkennen, in dem die moderne Schriftkultur sich selbst im Zeichen eines bewußt forcierten Erinnerungsverlustes zelebriert. Wie der Text den raumzeitlichen Ursprung von Mignons Tätowierungen verschweigt, so muß die Textur moderner Individuationspraktiken jede raumzeitliche Fixierung des Entstellungsschmerzes verweigern, mit dem das Subjekt den Preis für seine Bildung erlegt; ließe sich dieser Entstellungsschmerz nämlich lokalisieren, so geriete er selbst zum zu Heilenden, zu Bewältigenden, Abzuwehrenden. Diese paradoxe Konstruktion ist es, aus der die Figur der Mignon ihrerseits jene Strahlkraft bezog, die sie bei Erscheinen der *Lehrjahre* zu deren rezeptionsgeschichtlich wirkmächtigster Figur werden ließ, einer literarhistorischen Erinnerungsfigur par excellence. Bis heute allerdings weist ihr Schrift-Körper in all seinen literarischen Reinszenierungen in Texten von Novalis, Clemens Brentano, Friedrich Schlegel und Joseph von Eichendorff bis Gerhard Hauptmann und Thomas Mann einen weißen Fleck auf wie das Mal einer längst vergessenen Wunde: Nicht eine ihrer Wiedergängerinnen trägt eine Tätowierung.

---

38 *Johann Wolfgang Goethe*, Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie [1822], in: J.W.G., Sämtliche Werke, Bd. 17: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Maximen und Reflexionen, hg. von Gonthier-Louis Fink, Gerhart Baumann und Johannes John, München 1991, Nr. 104, S. 739.